

2030

Zweitausend Jahre Christentum und wie weiter?

Das Bindeglied der thematischen Artikel im ökumenischen Gemeindebrief bildet die Jahreszahl 2030 – zunächst als angestrebter Endpunkt der in unseren Kirchen derzeit laufenden Strukturprozesse: „ekhn2030“ auf evangelischer und „Pastoraler Weg“ auf katholischer Seite.



2030 wird aber auch das Christentum 2000 Jahre alt! Ein Anlass, um zurückzublicken auf die Geschichte unserer Religion und zugleich nach vorne zu schauen auf das, was uns als Christen heute bewegt.

Das Grab ist leer

Mit der Hinrichtung Jesu etwa im Jahre 30 waren die wohl vorwiegend galiläischen Anhänger der „Jesus-Bewegung“ all ihrer Hoffnungen beraubt. Insbesondere den engsten Kreis muss es hart getroffen haben - die Zwölf und die Jesus nahestehenden Frauen wie Maria aus Magdala, die ihm in den Jahren seines öffentlichen Wirkens von Ort zu Ort begleitet, mit ihm die Botschaft der herangekommenen Gottesherrschaft verkündet und dafür ihr familiäres und berufliches Leben komplett aufgegeben hatten. Anfangs schlossen sie sich in Jerusalem aus berechtigter Angst vor Verfolgung ein, dann kehrten sie wohl in Grüppchen in ihre galiläische Heimat zurück und versuchten, dort an ihr früheres Leben als Handwerker und Fischer anzuknüpfen (z. B. Joh 21, 1-3). Enttäuschte messianische Hoffnungen waren in dieser

Zeit in Palästina nicht so selten, und auch anderswo und zu anderer Zeit lösen sich religiöse Strömungen mit dem Tod ihrer Zentralfiguren oft rasch auf und verschwinden. Das wäre also zu erwarten gewesen.

Die in den Evangelien geschilderten Begegnungen mit dem Auferstandenen, die für uns heute ebenso selbstverständlich bekannt wie unglaublich klingen, brechen hier völlig unerwartet ein. Für die betroffenen Jüngerinnen und Jünger waren sie zunächst zutiefst verstörend. In den Erscheinungsberichten ist immer wieder von Erschrecken, Erschütterung, Nicht-Erkennen und Nicht-Verstehen die Rede. Wie immer wir heute diese Erscheinungen bewerten – Tatsache bleibt, dass Personen aus dem Anhängerkreis Jesu einzeln und auch gemeinschaftlich die Erfahrung machten, dass trotz des schändlichen Endes Jesu am Kreuz nicht alles zu Ende war.



Im Lauf der Zeit konnten sie die Tora und die prophetischen Schriften sogar auf Jesu Tod als zentrales Ereignis im Heilsplan Gottes deuten (Lk 24, 13-32). Diese grundstürzenden Erfahrungen befähigte die Jüngerschaft Jesu, als Gruppe beieinanderzubleiben und anderen von ihrem neuen Glauben an den auferstandenen Christos zu berichten. In Jerusalem und anderen jüdischen Städten entstanden die ersten Gemeindezellen.

Paulus – Apostel der Heiden

Mit dem ebenfalls überwältigenden Bekehrungserlebnis des Pharisäers Paulus von Tarsus (Apg 9, 3-9) und seiner Missionsaktivität kam sehr bald eine ganz neue Dimension dazu. Während Jesus in seinem irdischen Wirken das endzeitliche (selbstverständlich jüdische) Israel für das Gottesreich sammeln wollte, richtete Paulus seinen Blick auf die (nicht jüdischen) „Völker“, denen in den Schriften, zum Beispiel bei Jesaja, ebenfalls eine Zukunft im göttlichen Plan verheißen wurde. Obwohl für Paulus und die galiläischen Jünger Jesu natürlich ihr Judentum Voraussetzung und Grundlage des Bekenntnisses zu Jesus als dem Christos war, fanden sie sich auf überraschende und für die damalige Zeit fast unglaubliche Weise bereit, auch Nichtjuden in ihre Gemeinschaften aufzunehmen.

Diese nach der Schilderung der Apostelgeschichte zwischen Paulus und den Köpfen der Jerusalemer Gemeinde ausgehandelte Einigung (Apg 15; Gal 2) öffnete dem christlichen Glauben die Tore der ganzen damals bekannten Welt. Später lässt es der Evangelist Matthäus den Auferstandenen so sagen: „Geht in alle Welt und macht alle Menschen zu meinen Jüngern“ (Mt 28, 19). Gleichzeitig führte vor allem diese Offenheit für Nichtjuden über einen längeren Zeitraum hinweg zu

einer zunehmenden Entfremdung und letztlich vollständigen Trennung der Anhänger des „Neuen Wegs“, wie die Christen anfangs bezeichnet wurden, von den jüdischen Synagogengemeinden.

Drei Jahrhunderte Urchristentum – von der Christenverfolgung bis zur Staatsreligion

Mit der Ausbreitung des Christentums über die Grenzen Syro-Palästinas hinaus in die anderen Teile des römischen Reichs in den ersten Jahrhunderten gerieten die Christen an verschiedenen Stellen und in unterschiedlicher Intensität mit der Staatsmacht in Konflikt – angefangen vom Ausschluss von Staatsämtern bis hin zu pogromartigen Verfolgungswellen mit vielen Toten. Die ersten drei Jahrhunderte des „Urchristentums“ waren nach außen oft durch ein Bemühen um größtmögliche Unauffälligkeit gekennzeichnet, um „unter dem Radar“ der Staatsmacht zu bleiben.

Nach innen kam es zu teils hart ausgefochtenen Auseinandersetzungen bei der Klärung der Glaubensinhalte verschiedener christlicher Strömungen – vor allem im Hinblick auf die Bedeutung Christi. Sichtweisen Jesu „nur“ als – wenn auch ganz besonderer – Mensch, wurden von einer Mehrheitsposition letztlich ebenso abgelehnt wie gegenläufige Modelle, nach denen Gott sich in Jesus das Menschsein quasi nur wie ein Mäntelchen umgehängt habe, er folglich am Kreuz auch gar nicht wirklich gestorben sei.

Im Glaubensbekenntnis der Konzile von Nicäa und Konstantinopel aus dem 4. Jahrhundert wurde gerade deswegen auf die Natur Christi besonders abgestellt: „Gott von Gott, Licht vom Licht, wahrer Gott vom wahren Gott, gezeugt, nicht geschaffen, eines Wesens mit dem Vater.“ (GL 586.2 bzw. EG 805)

Die kirchlichen Anfänge waren noch durch kleine „Hauskirchen“ geprägt, naturgemäß ausschließlich von Laien geführt, darunter auch Frauen. Im Lauf der ersten Jahrhunderte entwickelte sich aber schon bald ein Amtsträgertum mit Bischöfen, „Ältesten“ (Presbytern) und mit der Armenfürsorge beauftragten Diakonen. Die im ersten Jahrhundert noch prominent vertretenden Frauen – vor allem ehelose Jungfrauen und Witwen hatten größeren Einfluss in den Gemeinden – wurden dabei zunehmend aus der kirchlichen „Leitungsebene“ verdrängt, Priester und Bischöfe gewannen immer mehr Macht.

Apropos Macht! Zur Zeit der Konzilien, die das Glaubensbekenntnis formulierten, lag ein schicksalsträchtiges Ereignis bereits etwa 70 Jahre zurück: Nach der Überlieferung erlangte der weströmische Kaiser Konstantin I. im Jahr 312 einen Sieg gegen seinen Rivalen Maxentius, nachdem ihm vor der Schlacht ein leuchtendes Kreuz erschienen war. Daraufhin, tatsächlich aber wohl aus realpolitischen Erwägungen, wandte sich Konstantin dem Christentum zu. In der „Mailänder Übereinkunft“ wurde 313 Religionsfreiheit und die Duldung des Christentums festgeschrieben. In der Folge erlangte die Kirche immer mehr Privilegien, und unter Kaiser Theodosius wurde das Christentum Ende des 4. Jahrhunderts schließlich zur römischen Staatsreligion.

Der christliche Glauben, der zunächst vor allem im oströmischen Reich mit Schwerpunkten in Jerusalem, Antiochia und Alexandria angesiedelt war, breitete sich daraufhin auch im weströmischen Reich weiter aus. Rom gewann als christliches Zentrum an Bedeutung und allmählich löste Latein das Griechische als Liturgiesprache ab. In Westeuropa entstanden Zentren des Glaubens in Britannien und Irland. Von hier ging die Missionierung

Germaniens durch angelsächsische Mönche aus – allen voran Bonifatius (673 - 754), der „Apostel der Deutschen“, der ab 745 auch Bischof von Mainz war.

Das Mittelalter – unheilige Allianz mit der Macht

Mit der Erhebung zur römischen Staatsreligion ging die Kirche eine über mehr als 1.500 Jahre andauernde folgenschwere Allianz mit der weltlichen Macht ein. Glaubensanliegen vermischten sich oft mit brutaler Machtpolitik. Ein frühes Beispiel hierfür sind die blutigen, unter dem Deckmantel der Heidenmission geführten Sachsenkriege Karls des Großen im 8. Jahrhundert, spätere die großen Kreuzzüge des Mittelalters ins Heilige Land oder ins Baltikum im 12. bis 14. Jahrhundert. Auch das kriegerische Vorgehen gegen die als „ketzerisch“ gebrandmarkten Katharer und Albigenser in Südfrankreich im 13. Jahrhundert ist hier zu nennen, das ganze Städte entvölkerte und zehntausende Menschenleben forderte. Nach der Entdeckung der Neuen Welt wurde ab dem 16. Jahrhundert auch in Mittel- und Südamerika den indigenen Bevölkerungen das Christentum fast immer „mit dem Schwert gepredigt“.

Die Einheit von Kirche und weltlicher Macht bestand das gesamte Mittelalter hindurch fort, und zumindest in Europa lebten die Menschen in dieser Zeit mit einem in sich geschlossenen christlichen Weltbild, das praktisch von allen geteilt und in seinen Grundannahmen von niemandem hinterfragt wurde – ein Umstand, der vor allem in den häufig Kriegs- und Krisenzeiten, etwa den großen Pestzügen ab Mitte des 14. Jahrhunderts, den Menschen sicher Halt und Hoffnung geben konnte – vor allem auf ewiges Leben und Glück bei Gott jenseits des irdischen „Jammertals“.

Die tiefe Gläubigkeit und Hingabe des mittelalterlichen Menschen hat vielfachen Ausdruck in herausragenden Werken in Architektur und bildender Kunst gefunden – die großen gotischen Kathedralen zeugen bis heute sehr beeindruckend davon.

Humanismus und Astronomie – „Und sie bewegt sich doch!“

Im 15. Jahrhundert begannen Gelehrte, sich neu für Schriften der griechisch-römischen Antike zu interessieren – in dieser Phase war die Kirche entstanden, und die zeitlich davor liegenden antiken Philosophen wurden trotz ihres nicht christlichen Hintergrunds als intellektuelle Autoritäten akzeptiert. Die in der Folge als „Humanisten“ bezeichneten Denker entwickelten eine optimistischere Einschätzung der Fähigkeit des Menschen, zu einer besseren Existenzform zu finden. Sie entwarfen ein Gesellschafts- und Bildungsideal, das jedem Menschen die beste Persönlichkeitsentfaltung ermöglichen sollte. Das führte zu einer Kritik der Humanisten einer-

seits an der stark auf Glück und Gerechtigkeit im Jenseits fokussierten mittelalterlichen Sicht auf die Welt sowie andererseits an den bestehenden gesellschaftlichen Verhältnissen mit ihrer starren Ständegesellschaft (Adelige, Kleriker und Bauern), die dem größten Teil der Bevölkerung Möglichkeiten zu persönlicher Entfaltung, Bildung und Wohlstand weitgehend verwehrt.

Zeitgleich entwickelten Astronomen aufgrund wissenschaftlicher Messungen und Experimente ein Weltbild, bei dem sich die Erde mit anderen Planeten um die Sonne drehte und nicht – wie im biblischen Schöpfungsbericht beschrieben –, im Zentrum stand.

Hexen und Zauberer

Durch Humanismus und frühe Naturwissenschaft wurde das geschlossene mittelalterliche Weltbild grundlegend in Frage gestellt. Zusammen mit anderen Einflüssen erzeugte das bei vielen Menschen eine tiefgreifende Verunsicherung: Woran sollte man sich halten, was gab noch letzte Sicherheit?



Nicht zufällig fällt in diese Zeit der Ängste und Erschütterungen ein weiteres dunkles Kapitel des Christentums – die Hexenverfolgungen. Die Menschen fanden die Ursache ihrer Sorgen und Nöte in der Wirksamkeit des Teufels – und seiner angeblichen menschlichen Handlager: Hexen und Zauberern. Durch das damalige Rechtssystem, das vor einem Urteil grundsätzlich ein Geständnis verlangte und dieses mit allen Mitteln – auch der Folter – zu erzwingen trachtete, kam es in der Folge zu reihenweisen Beschuldigungen und massenhaften Todesurteilen. Man geht davon aus, dass zwischen 1550 und 1650 in Europa etwa drei Millionen Menschen wegen Zauberei der Prozess gemacht und etwa 60.000 Todesurteile vollstreckt wurden, wobei es zwischen katholischen und protestantisch regierten Städten und Herrschaftsgebieten keine wesentlichen Unterschiede gab.

Gerecht vor Gott – die Reformation

Die erwähnten Konzile von Nicäa und Konstantinopel beschworen im 4. Jahrhundert das Bekenntnis der „einen, heiligen, umfassenden und apostolischen Kirche“ – wobei es bereits zu diesem Zeitpunkt eine „Einheit“ nur um den Preis der Ausgrenzung abweichender Meinungen gab. Im elften Jahrhundert kam es zur Trennung der orthodoxen Kirche des Ostens von der römisch-lateinischen Kirche.

Im 16. Jahrhundert stand eine weitere Auseinandersetzung mit weitreichenden Folgen an. Martin Luther stellte sich die existentielle Frage, was der Mensch tun könne, um vor Gott bestehen zu können, vor ihm „gerechtigt“ zu werden.

Kirchliche Lehre war eine Rechtfertigung durch Glauben und gute Werke. Diese konn-

ten zu Luthers Zeiten „praktischerweise“ auch in der Bezahlung einer Geldsumme zugunsten kirchlicher Einrichtungen bestehen, die als Ablasszahlungen bezeichnet wurden zur Finanzierung kirchlicher Projekte verwendet wurden, etwa dem kostenintensiven Neubau des Petersdoms in Rom.

Luther verwarf derartige Äußerlichkeiten. Er fand in der Folge eine mögliche Rechtfertigung des Menschen letztlich allein durch den Glauben und die Gnade Gottes (*sola fide – sola gratia*). Außerdem verwarf er die kirchliche Tradition als Quelle von Glaubenswahrheit und bezog sich allein auf die Heilige Schrift und die Person Christi (*sola scriptura – solus Christus*) – wobei das Neue Testament durch die Auswahl der aufgenommenen Texte, die erst Ende des 4. Jahrhunderts abgeschlossen war, natürlich Ausdruck der kirchlichen Tradition eben dieser Zeit ist. Mit diesen Überzeugungen, manche bereits enthalten in den berühmten 95 Thesen von



1517, andere in späteren Schriften veröffentlicht, begann die Reformation. Luther kam in zunehmende Opposition zu den kirchlichen Autoritäten, seine als Grundlage einer akademischen Diskussion gedachten Thesen gerieten zwischen die Fronten weltlicher Machthaber – Kaiser und Papst auf der einen, machtbewusste Landesfürsten auf der anderen Seite. Rein inhaltlich wäre eine Einigung wahrscheinlich damals durchaus noch möglich gewesen, durch die vielschichtig involvierten Kräfte kam es aber letztlich zu immer härteren gegenseitigen Verurteilungen.

Da Luther und sein Mitstreiter Melanchthon von mächtigen weltlichen Kräften geschützt wurden, wurden die Gedanken der Reformatoren weiter verbreitet – mithilfe des von Gutenberg in Mainz 1450 erfundenen Buchdrucks rascher als es früher je möglich gewesen wäre. Verunsicherung: Woran sollte man sich halten, was gab noch letzte Sicherheit?



Glaubenskriege und Aufklärung

Die Reformation verlief im Weiteren nicht friedlich, sondern führte in einer Gemengelage religiöser, gesellschaftlicher, vor allem aber machtpolitischer Anliegen verschiedener Akteure vom Anfang des 16. bis Ende des 17. Jahrhunderts immer wieder zu Kriegen, angefangen vom Deutschen Bauernkrieg über den Schmalkaldischen Krieg bis hin zum Dreißigjährigen Krieg. In diese extrem blutige und leidvolle, über mehr als eine Generation andauernde europäische Katastrophe waren zahlreiche Mächte von Spanien über Frankreich bis Schweden mit ihren je eigenen politischen und dynastischen Interessen eingebunden. Man geht heute davon aus, dass der Dreißigjährige Krieg in seinem gesamten Verlauf etwa 450.000 militärische, aber bis zu 6,5 Millionen zivile Opfer forderte.

Wiewohl nun konfessionell getrennt, vertrat man in Europa und den von ihm beherrschten Teilen der Welt im 17. Jahrhundert weiterhin eine „christliche“ Weltansicht – weltliche Herrschaft wurde als „von Gottes Gnaden“ verliehen und die bestehende gesellschaftliche Ordnung als gottgewollt gerechtfertigt.

Erst während der Aufklärung im 18. Jahrhundert forderten philosophische Denker diese Modelle der Rechtfertigung staatlicher Gewalt heraus, indem sie die Vernunft und die Rechte des einzelnen Menschen zentral setzten und bei der Analyse von Staatsgebilden Begriffe wie Gesellschaftsvertrag, Widerstandsrecht und Volkssouveränität einführten. Die religiöse Herleitung staatlicher Gewalt spielte in der aufgeklärten Staatstheorie keine tragende Rolle mehr. Auch der einzelne Mensch sollte „mündig“ werden und das eigene vernunftgemäße Denken zur Erkenntnis der Welt gebrauchen.



Von der Aufklärung bis heute - die Krise des Christentums

Die Aufklärung relativierte so die Bedeutung des Glaubens und der Religion für das Leben des Individuums und der Gesellschaft. Praktisch relevant wurde das spätestens Ende des 18. Jahrhunderts im Rahmen der Französischen Revolution und ihrer Folgen.

Im Laufe des 18. und insbesondere auch 19. Jahrhunderts gerieten die Kirchen in Europa zunehmend in eine Verteidigungsposition. Vor allem der römische Katholizismus reagierte darauf mit einer Art von Wagenburgmentalität: die Gedanken der Aufklärung – inklusive der von den Aufklärern formulierten Menschenrechte – wurden zu Irrlehren erklärt, die päpstliche Macht wurde zementiert, gesellschaftlich fand eine zunehmende Abgrenzung und Isolierung statt.

Erst im 20. Jahrhundert kam es, auch unter dem Eindruck der katastrophalen Erfahrungen mit den atheistischen Diktaturen in Deutschland und Russland, wieder zu einer Annäherung von Kirche und Welt.

So formulierte das II. Vatikanische Konzil eine positive Haltung zur modernen Welt, betonte die Würde und Gleichheit aller Menschen und sah die Aufgabe der Kirche darin, als „wanderndes Volk Gottes“ mit den

Menschen von heute unterwegs zu sein und gemeinsam mit ihnen den Weg des Heils zu suchen. Auch im Sinne einer ökumenischen Zusammenarbeit der christlichen Kirchen wurde ein Neubeginn versucht.

In den protestantischen Kirchen vor allem Europas fanden ebenfalls Öffnungsvorgänge statt – teils schon früher und bis heute auch teilweise weitergehend als in der katholischen Kirche.

Ungeachtet all dessen hat die gesamtgesellschaftliche Bedeutung des Christentums in der Postmoderne massiv abgenommen, die Mitgliederzahlen aller christlichen Kirchen in Europa sind seit langem rückläufig.

Das spezifisch katholische Thema struktureller Probleme, die sexuellen und spirituellen Missbrauch begünstigen und der katastrophale amtskirchliche Umgang mit diesem Themenkomplex noch bis in die jüngste Zeit hinein haben diese Tendenz noch beschleunigt.

In Afrika und Asien wächst die Zahl christlich Glaubender weiterhin an, wobei auf weltkirchlicher Ebene konservative bis fundamentalistische Positionen oft gerade von den Teilkirchen dieser „jungen“ Kontinente vertreten werden und – vor allem in Südamerika – überwiegend fundamentalistisch-evangelikale Gemeinschaften Zulauf haben.



2000 Jahre – und wie weiter?

Unser kurzer Blick in 2000 Jahre christliche Geschichte wirkt in vielem sehr ernüchternd.

Jedoch sei auch gesagt: Immer wieder gab es im Lauf der Kirchengeschichte Reformbestrebungen, traten einzelne, bis heute beeindruckende und inspirierende Personen und Gruppierungen auf, die zu Umkehr, Rückbesinnung auf das Evangelium und – auch struktureller – Neuausrichtung der Kirche aufforderten und ihr Christsein beispielhaft lebten. Einige wenige Namen mögen das illustrieren:

Nach den benediktinischen Reformorden des späten 11. Jahrhunderts stellte Franz von Assisi der prunkvollen Kirche seiner Zeit die Armut und Einfachheit Christi vor Augen. Christliche Mystikerinnen und Mystiker wie Hildegard von Bingen, Gertrud von Helfta, Eckhart von Hochheim und Teresa von Avila bezeugten die Unmittelbarkeit der Beziehung der Glaubenden zur göttlichen Gegenwart.

Im 16. Jahrhundert standen Reformatoren wie Martin Luther gegen die Veräußerlichung des Glaubens auf, im 17. Jahrhundert argu-

mentierte der Jesuit Friedrich Spee mutig gegen die perverse Logik der Hexenprozesse, und in den 1940er Jahren bezahlten Dietrich Bonhoeffer, Alfred Delp und die „Lübecker Märtyrer“ gegen die kirchlichen Mehrheitspositionen mit ihrem Leben für eine christlich begründete Absage an den Nationalsozialismus. Vor sechzig Jahren stellten Papst Johannes XXIII. und die Konzilstheologen nach der langen Regression der „Pianischen Ära“ die Weichen für ein Aggiornamento, eine „Verheutigung“ der Kirche – und ganz aktuell haben Laien und Bischöfe in Deutschland gemeinsam im Rahmen des „Synodalen Wegs“ unter anderem über mehr Geschlechtergerechtigkeit, eine Korrektur des Priesterbilds und ein Überdenken feudaler Herrschaftsstrukturen in der Kirche beraten.

Die Vergangenheit wirft viele Fragen auf – von der grundsätzlichen Überlegung, ob Religion an sich einem friedlichen Zusammenleben der Menschen dient oder eher schadet, bis hin zu ganz konkreten Anfragen an uns – wie verstehen wir unser Christsein heute in Europa des 21. Jahrhunderts, im Jahr 2023 in Nauheim und Königstädten?



Eine Zeitansage – machtlos und bescheiden, aber voller Hoffnung

Oft wird heute der gesamtgesellschaftliche Bedeutungsverlust nicht nur sogenannter „christlicher Wertvorstellungen“, sondern auch der institutionellen Autorität der Kirchen beklagt – ein Verlust an Einfluss, letztlich also an Macht. Der Blick in die Vergangenheit kann uns lehren, dass die Kombination von Religion und Macht fast immer überaus toxisch war – dieses Prinzip setzt sich heute in einigen islamischen Staaten fort. Insofern völliger Machtverzicht auch ein wichtiges Anliegen Jesu für seine Jünger war (vgl. Mt 10, 16) – seien wir eher erleichtert über unsere relative gesellschaftliche „Machtlosigkeit“ und arbeiten wir mit an der Überwindung überkommener interner Machtstrukturen unserer Kirchen, besonders der katholischen.

Ein zweites Fazit aus der Rückschau könnte eine größere Bescheidenheit sein – auch und vor allem im Umgang mit eigenen Überzeugungen. Wer sich im Besitz der „sicheren Wahrheit“ wähnt, für den oder die besteht ja kein Grund, davon abzuweichen – es kann nur noch darum gehen, andere zu überzeugen!

Der Blick darauf, wie verschiedene Differenzen – von Unterschieden in der Berechnung des Ostertermins bis zu Varianten im Amts- oder Abendmahlsverständnis – zu erbitterten Auseinandersetzungen, Kirchenspaltungen und Kriegen geführt haben, mag helfen, Meinungs-austausch und Gespräch, Bescheidenheit und Respekt für andere Sichtweisen über eine kompromisslose Vertretung eigener „Wahrheiten“ zu stellen. Der tschechische Theologe Tomáš Halík spricht in diesem Zusammenhang vom „Stillwerden vor den Toren des Geheimnisses“.

Auch hier kann Jesus uns Vorbild sein – er sprach mit jeder (z. B. Joh 4,9; Lk 7,39), aß mit jedem (z. B. Mk 2,16; Lk 19,5) und ließ sich seinen Horizont auch mal von einer „heidnischen“ Frau erweitern (vgl. Mt 15, 21-28). Mit dem selbstgewissen theologischen Establishment seiner Zeit hingegen hatte er bekanntlich Probleme (z. B. Lk 18, 9-14).

Und was ist mit dem Missionsauftrag? Im 1. Petrusbrief heißt es: „Seid stets bereit, jedem Rede und Antwort zu stehen, der von euch Rechenschaft fordert über die Hoffnung, die euch erfüllt; antwortet aber bescheiden und ehrfürchtig“ (1.Petr 3, 15-16a). Wenn also jemand nach unserer Hoffnung fragt... dazu müsste es aber erstmal kommen! Vielleicht klappt das am ehesten durch ein authentisches Leben – und ohne Vereinnahmungstendenzen und „Alleinvertretungsanspruch“.

Tomáš Halík schreibt: „Wenn die Kirche ihre Grenzen überschreitet und allen dienen will, dann muss dieser ihr Dienst mit dem Respekt vor der anderen Seite und der Freiheit derer verbunden sein, denen sie sich zuwendet. Sie muss frei von der Absicht sein, alle in ihre Reihen hineinzuzwängen und Kontrolle über sie zu gewinnen, sie zu ‚kolonisieren‘. Sie muss der Macht Gottes vertrauen und die Tatsache ernst nehmen, dass der Geist auch jenseits der sichtbaren Grenzen der Kirche wirkt.“ (T. Halík: Der Nachmittag des Christentums – eine Zeitansage; Freiburg 2022, S. 268)

Auch für die größere Ebene gilt das: „Der Respekt vor der Verschiedenheit und die Annahme der anderen in ihrem Anderssein ist nicht nur in den Beziehungen zwischen den Einzelnen unerlässlich, sondern auch in den Beziehungen zwischen Nationen, Kulturen und Religionen.“



Der wichtige Satz der gemeinsamen Erklärung von Papst Franziskus mit Imam Ahmed Al Tajib, dass die ‚Pluralität und die Verschiedenheit der Religionen der weise Wille Gottes ist‘, ist die Frucht einer tausendjährigen Erfahrung, die mit einer Unzahl an Opfern in den Religionskriegen bezahlt worden ist.“ (T. Halik, ebd., S. 284)

Im Blick auf die Ökumene und den interreligiösen Dialog könnten wir uns außerdem ein positives Beispiel nehmen an der überraschenden Offenheit der urchristlichen Gemeinschaft für die von Paulus vertretene Gemeinschaft mit Nichtjuden!

Zentral ist ebenfalls das Begreifen unserer Welt als gute Schöpfung Gottes mit der daraus folgenden, heute existenziell entscheidenden Wahrnehmung unserer Verantwortung für die Umwelt ebenso wie für Frieden und globale Gerechtigkeit.

Gerade die Rückschau in die über weite Strecken unheilvolle Geschichte der „westlichen Zivilisation“ mit ihrem Rassismus, Kolonialismus und Kulturchauvinismus könnte uns zu einer Skepsis gegenüber der gegenwärtigen ökonomischen und politischen Weltordnung führen und Verständnis für die Notwendig-

keit eines ganz grundlegenden Umdenkens wecken, zu dem auch Papst Franziskus in seinen Enzykliken immer wieder aufruft.

Es bleibt die riesige Aufgabe der ganzen Menschheit, besonders aber der Industrienationen, vor einem unumkehrbaren Klimakollaps das Ruder noch herumzureißen. Vielen scheint fraglich, ob das überhaupt noch gelingen kann.

Ein Beitrag von Christen und Christinnen wäre auch da vielleicht die „*Hoffnung, die uns erfüllt*“. Noch einmal Tomáš Halik: „Wenn wir die transzendente Dimension ignorieren oder ablehnen würden, würde das unsere Beziehung zu unserem irdischen Leben nicht lebendiger, voller und authentischer machen, eher umgekehrt. Mit Slavoj Žižek behaupte ich, dass derjenige, dem ‚diese Welt‘ in ihrer jetzigen, durch uns korrumpierten Form vollständig ausreicht, sein Wahrnehmen und sein Erleben verarmen lässt und banalisiert. Viele ‚religiöse Vorstellungen‘ würde ich bestimmt fallen lassen, aber nie würde ich die Hoffnung aufgeben, einschließlich der Hoffnung auf ein Leben, das den Tod übersteigt.“ (T. Halik, ebd., S. 242 - 243)

Andreas Löhr